

Abend.



Zeitung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

2.

Mittwoch, am 5. Juli 1843.

Verantwortl. Redact.: Robert Schmieder in Dresden.

Das Pasquill.

Erzählung

von

Wilibald Alexis.

(Fortsetzung.)

Ein Jesuit, der Beichtvater der Königin, sprach, leise den Kopf zur Fürstin vorbeugend, was als Billigung dessen gelten konnte, was die Königin eben gesagt, und doch, nachdem es kaum ausgesprochen war, gern selbst wieder verschluckt hätte: „Allerdings ist es wunderbar, daß der schwedische Kanzler gerade einen Holländer zu uns als Gesandten schickt, und noch dazu Einen, den seine eigenen Landsleute um seine keiserischen Meinungen willen verbannt haben. Aber unter diesen Kezern herrschen seltsame Grundsätze, insofern man überhaupt bei ihnen von Grundsätzen reden kann.“

„Ihr Grundsatz ist, sagte die ermuthigte Königin, das Reich Gottes und seiner allerheiligsten Kirche zu vernichten.“

„Ihre Majestät sprechen da eine sehr richtige und scharf eindringende Bemerkung aus. Wollte

der himmlische Vater, daß diese Erleuchtung allen Potentaten käme, und auch denen, in deren Hände der Gott des Himmels und der Erde das Schicksal dieser irdischen Reiche legte.“

Die Königin stieß einen tiefen Seufzer aus. Die Hofdamen und Hofleute seufzten auch, wie es der Anstand fordert.

„Wie heißt doch der schwedische Kanzler, sagte Anna, mit dem unaussprechlichen Namen?“

Der Beichtvater gab sich Mühe den Namen Drenstierna französisch auszusprechen.

„Und dieser Mann regiert, als wenn er ein gesalbter König wäre. Unglaublich!“

„Sehr treffend, Ihre Majestät, es ist fast unglaublich! Er regiert im Namen eines unschuldigen Kindes, der Königin Christine, die ihm freilich nicht widersprechen kann. Aber wenn sie erwachsen wäre, dürfte man doch hoffen, daß sie das unerträgliche Joch dieses herrschsüchtigen Ministers zum Wohl ihrer Völker abwürfe.“

„Und der ganzen Christenheit!“ setzte die Königin hinzu.

„Ist der Drenstierna auch Cardinal?“ fragte eine Hofdame.

Man erschrak zum zweiten Male. Noch unruhiger blickte man jetzt nach der andern Gruppe. Der König warf einen lächelnden, etwas boshaften Blick auf die arme Hofdame, deren blutrothes Gesicht erkennen ließ, daß sie sich selbst einer dummen Frage bewußt war. Der Beichtvater erklärte ihr kurz und rasch, daß es unter den Regern keine Cardinäle gäbe.

„Die Cardinäle sind eingesezt, um als Fürsten für das Heil und Bestehen der allgemeinen, heiligen katholischen Kirche zu wachen. Wo dies nicht geschieht, müssen wunderbare Irrungen in der Natur vorgehen.“

Ein ängstlicher Höfling ergriff rasch das Wort: „Wie wir auch unserm erlauchtem Cardinal, dem Gott ein langes Leben schenke, die Unterdrückung der übermüthigen Calvinisten in Frankreich verdanken.“

„Sind die Schweden Calvinisten?“ fragte die Königin.

„Sie sind Ketzer, wie die andern,“ entgegnete der Jesuit. „Die Streitigkeiten ihrer Secten unter sich selber sollten uns wenig kümmern, wenn sie sich selbst vertilgen. Aber das ist das Herz betrübende, wenn Katholische mit Regern einen Bund schließen, um gemeinschaftlich gegen die katholische Sache zu sechten.“

„Der Tod ihres Königs, dort in Sachsen,“ sagte Anna von Oestreich, „hätte ihnen doch ein Fingerzeig Gottes sein sollen, daß der Allmächtige die katholischen Fürsten mit sichtbarer Hand beschützt.“

„Um was mehr für uns, Ihre Majestät! Es wäre mit den Schweden längst aus, wenn sie nicht von daher Hülfe erhielten, wo man es am wenigsten erwarten sollte.“

„Von wo?“ rief der König. Es war seine erste Lebensäußerung.

Die Königin sah den Beichtvater erschrocken an.

„Seine Majestät sind heute nicht gnädig,“ flüsterte man.

„Was meint Ihre Majestät?“ wagte die Königin ihn anzureden, aber Ludwig schien wieder in die vorige Apathie versunken, oder seine Gedanken waren auf einen andern Gegenstand gerichtet.

Der Cardinal de la Balette nahm das Wort. Obwohl Richelieus sügsamer Anhänger, war er

doch auch in den Circeln der Königin als geschmeidiger Hofmann, wenn nicht geachtet, doch gern gesehen: „Seine Majestät sind der Meinung, daß uns der Glaube der Schweden nichts angeht. Auch sind sie nicht unsre Bundesgenossen, sondern unsre Söldner, die wir bezahlen, damit sie sich für uns todtschlagen lassen. Bei Soldaten sieht man nicht so genau darauf, ob sie in die Messe gehen. Sie sind Futter für das Pulver, sagen die Generale.“

„Cinq-Mars!“ fragte leise der König den muntern Edelknaben. Spricht er gnädig mit ihm?“

„Mit wem, Majestät?“

„Mit dem Holländer.“

„Er läßt ihn stehen.“

„Ich hab's mir wohl gedacht. Er kann den Hugo Grotius nicht leiden.“

„Ich auch nicht,“ sprach der kecke Knabe.

„Warum?“

„Wer zu viel denkt, den verlassen die Grazien.“

Der König drohte ihm mit dem Finger: „Sag's nicht dem Cardinal. Mit wem redest er denn?“

„Er schaut verdrießlich vor sich. St. Denis! So sah ich ihn noch nicht.“

„Der Cardinal verdrießlich! Cinq-Mars, sieh zu, was du behorchst. Es ist mir unangenehm, wenn der Cardinal verdrießlich ist, sehr unangenehm.“

Der Edelknabe war fortgeschlüpft.

„Der König ist nicht heiter,“ flüsterte die Königin zu ihrem Beichtvater. „Er hat sogar seinen Liebling fortgeschickt.“

„Die kezerische Verbindung liegt seinem gläubigen Sinn schwer auf dem Herzen,“ sagte der Beichtvater. „Wenn Seine Majestät nur einen Vertrauten gewönne, gegen den sie ihr Herz ausschüttete.“

Anna blickte wohlgefällig auf das junge Mädchen: „Liebe Lafayette, Sie sind so stumm, drückt etwas Ihr kleines Herz?“

„Die Lafayette schlug ihr helles blaues Auge auf: „Nichts Ihre Majestät, als was das allgemeine Leiden ist der sündigen Menschheit. Der

liebe Gott hat die Welt so schön gemacht, und die Menschen sehen doch so trüb darin. Da denke ich manchmal wohl, woher sie denn so trüb sind, und das macht mich auch trüb."

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Briefe über Berlin

von

A. Weill.

(Fortsetzung.)

Man wirft Berlin vor, es liege im Sand, es habe keine Natur. Hegel soll hierauf geantwortet haben, ein Berliner Wisz ist mehr werth als eine schöne Gegend. Das ist nun selbst ein Berliner Wisz, den sie Hegel in den Mund gelegt haben. Aber abgesehen davon, daß der Erbauer des alten Berlins und Cölns eine Ahnung von der Eisenbahn gehabt haben kann; abgesehen ferner, daß es außer Dresden wenig Hauptstädte giebt, die in schönen Gegenden liegen, weil die schöne Natur gewöhnlich zu theuer für Häuserplätze und Parks ist, so habe ich die Lage Berlins an der Panke und der Spree sehr gut gelegen gefunden, wenn man sonst keinen Platz dazu hat. Und wo ist ein passenderer Ort für eine Hauptstadt Preußens? In Potsdam keinesfalls, sonst könnten doch die Berliner nicht nach Potsdam gehen, denn von Potsdam gingen sie gewiß nicht nach Berlin. Oder hätten die brandenburgischen Fürsten ihre Hauptstadt nach Dresden verlegen sollen? Kurz, Berlin ist ein fait accompli. Daß es im Sande liegt, darauf wird es einst noch stolz sein, wie Diogenes auf seinen Rock. Es wird dadurch sich zu einer Stadt von einer Million Menschen erheben, denn Platz ist in Berlin, wie in keiner Stadt; in seinen Straßen können große Männer einhergehen. Herkules, Achilles, Brutus, Cäsar und Alexander können neben einander hergehen in der Breiten Gasse und Cigarren rauchen, wenn's kein Gensd'arme sieht. Und dann hat Berlin die Spree und den Thiergarten, zwei Anstalten, wie sie wenig Städte in Deutschland besitzen, und oben drein hat es Friedrich den Großen und Schläter, zwei Männer, wie sie ganz Deutschland nicht hatte. Es ist wahr, Louis Drucker ist nicht mehr da mit Achmalia Rindfleisch, und das ist, Spas bei Seite, ein Verlust für das witzige Berlin, hingegen ist Kellstab in Paris, und das ersetzt Vieles.

Aber ich sage Euch, macht Euch nicht so lustig über den Berliner Sand. Erstens haben sie jetzt eine ungeheure Braunkohlenschicht um Berlin entdeckt, und zweitens sehe ich schon im Geiste, wie Eure Kinder sich nach diesem Sande sehnen werden, wie die Israeliten nach den

egyptischen Zwiebeln. Ich sehe sie schon, wie sie, die Provinzler von Stuttgart, Frankfurt, Karlsruhe und Cassel, Heimweh nach ihren Berliner Maitressen, den Hoffesten und nach dem politischen Intriguiren haben werden; ja sogar die deutschen Schriftsteller und Künstler werden einst die Berliner Luft gar nicht sandig finden. Ich sehe das so als Prophet und habe meine Geillen. Aut Caesar aut nihil. Wenn aus Berlin nichts wird, so wird aus ganz Deutschland nichts, denn ohne Centrum, ohne Brennpunkt der Intelligenz und des Geistes, ohne das beständige Reiben der verschiedenen Ideen, die sich gegenseitig Stahl und Stein sein müssen, ist nichts Ersprießliches für einen Staat zu hoffen. Nicht die schöne Natur ist ein Behikel der Intelligenz und des Fortschritts der Geschichte, da wo sie ist, sind gewöhnlich die Menschen am dümmtsten, faulsten und beklagenswertheften. — Daß Berlin im Sande liegt, ist ein Finger Gottes für Deutschlands Zukunft. Je mehr Sand da sein wird, je mehr Menschen, je mehr Geist, je mehr Kampf, je mehr Sieg der Intelligenz. Der Mensch muß den Menschen kennen, um ihn zu lieben, um sich durch seine Ideen zu begeistern, um elektrisch sich von ihm beherrschen zu lassen. Darum spottet nicht über Berlin. Mit Eurem Duodezpatritismus, mit Eurem Neununddreißiggeist, mit Eurem Bücherwansten wird nicht viel Großes geschehen. Nach Berlin müßt Ihr gehen, in den Sand. Zwar jest würde dies unmöglich sein, doch dies ist Eure Zukunft. Und so wie Eure Philosophen erst dort hingehen müssen, um dort für Deutschland zu wirken, — denn die, die bloß für Preußen wirken sollen, sind ihrem Wesen nach schon Stück- und Flickwerk, wie ein altes abgenutztes Kleid, — und so wie Eure großen Künstler streben, um dorthin zu kommen, und so wie alle große Dichter hinkommen, auch wenn sie sich die Augen verbinden und blindlings hineintappen, so liegt die ganze Zukunft Deutschlands in Berlin, wie die Italiens in Rom lag, und die Frankreichs in Paris liegt. Seine Schuld ist es nicht, sondern Eure. Ihr könnt Euch höchstens noch darüber ärgern, doch beeilt Euch, denn vielleicht ist es morgen schon zu spät.

Und nun ich dem moralischen, d. h. dem unmoralischen Berlin seinen Theil zugestand und gewiß eher zu viel als zu wenig, will ich das physische Berlin zu anatomisiren suchen. Es ist dies nicht schwer. Man braucht wenig Adern aufzubinden, auch ist man mit dem Fleische bald fertig. Berlin ist eene Stadt, die mehr Knochen als Fett hat.

Zuerst muß ich einem modernen Vorurtheil entgegen treten, das da glaubt, die alten Architekten hätten es nicht gewußt, daß es nichts Langweiligeres für eine Stadt giebt, als gerade, lange, breite Straßen mit glatten, geschorenen Häusern. Die Alten wußten sehr gut, wie man Städte baut und Häuser und Kirchen. Sie hatten Poesie und Natur. Hat je Jemand einen grad austausenden Fluß, und sei es auch der geringste Bach, oder einen Wald, der sich in gerader Linie über Wiesen mün-

det, gesehen? Denn weder der Fluß noch der Wald, scheinen Eile zu haben um anzukommen und sie drehen und wenden sich, besonders in schönen Gegenden, als könnten sie nicht fort von der Stelle.

Es scheint, als eilten die Berliner Flaneurs zu sehr, um lauter gerade Straßen zu haben. Aber auch dieser Zweck wird nicht erreicht. Man quält sich zu Tode in einer geraden Linie, bis man am Ziele ist, besonders wenn an beiden Enden oder in der Mitte kein Halt-punkt ist. Das wußte man im Mittelalter sehr genau. Wären die pariser Boulevards geradeaus, wie die Linden in Berlin, sie würden unausstehlich sein. Es ist mit einer koketten Straße wie mit einem Mädchen, das die Männer kennt. Sie darf ihre Reize alle nicht auf ein Mal zeigen, wenn sie immer interessant bleiben will. Man sehe die Straßen in Nürnberg und Leipzig, wie grazios sie sind, jenen preussischen, uniformirten, abgeschürzten Straßen gegenüber.

Ich meine es ganz ernst. Glauben etwa unsere ge-

nialen Architekten man hätte diese Wunder im Mittelalter nicht erkannt? Man gerieth freilich auf Abwege, aber im Ganzen waren ihre Straßen und Häuser da, wo es der Raum oder eine Nichtfestung erlaubte, grazios, herausfordernd und kokett. Die Balkone und die Erker, werden schon wieder Mode werden. Die Balkone sind es schon in Paris seit fünf Jahren wieder und die Erker, die eine der schönsten Zierden sind, wenn sie nicht zu nahe, d. h. zu tief an der Straße sind, werden sich wohl ihr Recht wieder zu verschaffen wissen. Eine dumme Barbarei aber ist's, wenn man statt dieser Häuser, überkaltete Lazarethe oder Casernen hinstellt, wie unsere Privathäuser jetzt in Deutschland aussehen. In Paris freilich ist der Renaissancestyl in vollem Flor und das neue Haus place St. George, Thiers Hotel gegenüber ist ganz roccoco, aber so allerliebste, daß es ganz Paris bewundert, und jetzt überall nachgemacht wird.

(Schluß folgt.)

Fenilleton.

Die jungen Herren wollen gebratenes Eis essen: nämlich in China. Die Köche haben dort so gut alberne Delikatessen, wie die unsrigen, und dahin gehört das gebratene Eis. Der Koch taucht kleine Stücke Eis in einen aus Zucker, Eiern, Gewürzen bestehenden dicken Teig, und wenn sie recht damit umwickelt sind, in siedendes Schweineschmalz. Der Teig muß ausbacken, ehe das Eis geschmolzen ist; en voilà fait! Aber wenig Köche wissen den wichtigen Moment zu fassen und darum ist die Leckerei gewaltig theuer.

Die Branntweinpest wüthet in Hamburg am meisten. In der Provinz Brandenburg kamen 1840 auf den Kopf durchschnittlich 17½ Flaschen, im Königreich Hannover 21½, aber in Hamburg, o in Hamburg 24½ Flasche! Bedenke man aber, daß hier jedes Kind, jedes Weib, jeder Wohlhabende, kurz auch diejenigen mit so Viel angefüllt sind, die das ganze Jahr keinen Tropfen trinken. Wie gestalten sich da die 24½ Flaschen für die eigentlichen Trinker?

2

Die Sandwich-Inseln. Der Archipel der Sandwich-Inseln ist eine der wichtigsten Inselgruppen Polynesiens. Er besteht aus 11 Inseln, deren bedeutendste und am südlichsten gelegene Havai oder Hawaii ist, die auch dem ganzen Archipel nach Angabe der Gesandten des Königs Kamchamcha den Namen gegeben hat. Havai ist 85 englische Meilen lang und 66 breit. Es hat einen Umfang von 240 Meilen. Die Bevölkerung der Insel beträgt 85,000 Seelen. Sie selbst ist in 6 Districte getheilt. Die mächtigste und ausgebreitetste

religiöse Einrichtung dieser Insel, wie fast auf allen andern Polynesiens, war der Tabu, das strenge Verbot jeder Berührung, ja selbst jedes Anblicks. Alles was Tabu war, gehörte der Gottheit an, und durfte bei Todesstrafe nicht berührt werden. Freuler die aus Neugier die Myslerien des Tabu verlegt hatten, wurden gemartert, erwürgt und verbrannt. Der König Kamehameha I. der Peter der Große Ozeaniens, schaffte den Tabu ab. Doch ist diese abergläubische Sitte noch nicht ganz unterdrückt. Der größte Theil der Bewohner der Sandwich-Inseln hat jedoch den protestantischen Glauben angenommen, nur wenige sind Katholiken. Seit dem Tode Kamehameha's I. ist der Sitz der Regierung immer zu Hanaruru auf der Insel Wahu gewesen. Seit 1820 unterhalten die Vereinigten Staaten, seit 1824 die Engländer Consuln bei der Regierung dieser Inseln. 8

Der Paris. Charivari sagt: der beste Beweis, daß der Kanzler der franz. Pairskammer die Literatur nicht kenne, sei der, daß er Mitglied der französischen Akademie.

Die Sächs. Vaterlandsblätter und die Censur miteinander im Bunde. Was soll man von dem mit Ostentation zur Schau getragenen Liberalismus der S. Vaterl.-Blätt. halten, wenn sie, wie vor Kurzem aus Prüderie die Polizen, in Nr. 94. dies. Jahrg. die Censur zum Einschreiten auffordern. Schlechte Verse haben doch wahrlich dasselbe Recht, das die oft faden und uninteressanten Aufsätze der V.-Bl. für sich vindiciren!

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.